



An meine Mutter

Mutti,
auch wenn Du nicht bei mir warst,
war ich Deiner Nähe stets sicher.
Auch wenn ich nicht mit Dir sprach,
wusste ich, Du verstehst.
Hast mich gehalten, allein, weil Du warst,
weil ich wusste, ich könnte kommen,
in jeder Sekunde, zu Dir und sofort.
Jetzt bist du fort.
Bist gegangen, mir den Weg zu bereiten.
Wie immer könnte ich kommen,
in jeder Sekunde, sofort.

©Dr. Karin Jäckel, www.karin-jaeckel.de

© Foto Dennis Jäckel

Gedenken an meine Mutter

Am Abend des 18. Mai 2009 ließ meine Mutter ihren Rollstuhl für immer hinter sich, an den sie seit einem unvorhersehbaren Schlaganfall kurz nach Neujahr 2003 gefesselt war.

Meine Mutter im Rollstuhl, - das war wie der böse Zauber aus den Märchen, die sie mochte, war wie zu Stein gewordenes Licht, das kein Arzt, keine Medizin zu erlösen vermochte.

Bewegung war ihr Element. Ich kenne ihren Schritt nicht anders als rasch und beschwingt, tänzelnd fast, eine andere Art perlendes Lachen.

Sie lachte so gern, mit diesem Glanz in ihren grünen Nixenaugen, der mich immer an glitzernde Sonnenfunken auf dem Spiegel eines Binnensees erinnerte. Auf Seen wie denen vor ihrer Haustür, damals, daheim in Masuren, in der „buckligen Welt“, die sie fest verankert in der Seele trug und als Erinnerungsschatz hütete, als „Wissen im Kopf“, das ihr niemand rauben konnte.

Ich hab sie so lieb gehabt und lieb für immer.



Lange schon, wohl seit sie erkannte, dass sie „ein Pflegefall“ bleiben würde, betete sie um ein barmherzig schnelles Sterben. Als ihre jüngeren Zwillingbrüder und ihre noch jüngere Schwester starben, litt sie so schwer daran, weiterleben zu müssen. Jetzt wurde auch sie bei ihrem Namen gerufen.

Ich sollte mich für sie freuen, sollte dankbar sein für ihre Erlösung. Sätze, die man sagt, wenn es um Trostworte geht. Zu einer anderen Zeit habe ich sie selbst gespendet.

„Wein’ nicht“, sagte sie oft und lächelte dabei auf die ihr eigene ernste Art. „Tränen machen Falten.“

„Ich versuch’s ja, Mutti“, antworte ich ihr nun in Gedanken und meine, im Geist ihr Schmunzeln zu spüren, weil es mir doch nicht so recht gelingt.

Ich bin ganz elend; fühle mich in Turbulenzen, in Aufs und Abs zwischen bewusster Festigkeit und mürber Müdigkeit, mein Denken ganz von ihr umhüllt, als pulste das Leben zwischen uns durch eine Nabelschnur des Geistes.

Was einmal mehr beweist, dass der Verlust der Mutter selbst für ein so altes Kind wie mich ein unaussprechlich wehes Gefühl von Verlassenheit und Ursehnsucht erzeugt. Ein Gefühl, dessen Tiefe man sich gedanklich zwar vorstellen, aber vor dem Erleben nicht ausloten kann.

Niemand kann die Dimension dieses Schmerzes in kleinen Portionen erproben und vorbereitend ertragen lernen, denn die Mutter gibt es nur einmal. Wie es ist, sie zu verlieren, denkt man sich nicht oder wenn, sehr theoretisch. Wie es wirklich ist, begreift man erst und ausschließlich, wenn dieser Verlust über einen hereinbricht und geschieht. Dann, wenn durch das Geschehen die so oft im Munde geführte ‚Endgültigkeit‘ ihre lebensechte Bedeutung bekommt. Dann, wenn tatsächlich alles „Erreichte, Gehabte und Geweste“, wie meine Mutter es nannte, nichtig wird und ihre Hand alles „fahren lässt“, auch die ihres Kindes.

„Wein’ nicht!“

Dies zu befolgen, gelingt nur, solange mein Kopf die reale Ebene nicht verlässt. Doch der Schmerz mit der ganzen Breitseite seiner emotionalen Kanonen ist da. Er lauert in den Niederungen der Stille, in den Fragen des Woher und Wohin, in den Duftspuren eines Gewandes, das man beiseite legt, weil sie es nicht mehr tragen



wird, in dem „triggernden“ Auslösemoment bestimmter Worte als Emotionsträger, in den Schwächen und Verletzungen des Alltags, wenn es einem aufs Herz fällt, dass man damit nicht (mehr) zu ihr kommen, nicht (mehr) ihr Lächeln, ihre Lebensweisheit, nicht (mehr) ihren fein ironischen Kommentar, nicht (mehr) das so besondere Leuchten der ganz unerschütterlichen Mutterliebe in ihren Augen sehen kann, dass es ihre Hand nicht (mehr) gibt, die, nichts fordernd, streichelt wie keine andere.

Wenn die Mutter fehlt, treten andere vielleicht an ihre Stelle. Aber die Ursehnsucht nach ihr bleibt.

Das ahnt man vielleicht immer. Das liest man vielleicht oft.

Wie es ist, weiß man erst, wenn die eigene Mutter nicht mehr da ist.

Wohl denen, die mit diesem Wissen auch das Band erkennen und spüren, das zwischen allen Kindern und ihren Müttern besteht, über den Tod hinaus. Mich hält, das ich selbst Mutter bin und dieses Gefühl die Ewigkeit in sich trägt.

Ich habe für und an meine Mutter in diesen Tagen (nicht nur) ein Gedicht geschrieben. Gedichte sind Engelsküsse. So habe ich sie immer empfunden. So hat meine Mutter sie geliebt.

Eines davon biete ich allen mutterlosen Kindern und allen kinderlosen Müttern dar, die einander los lassen mussten, weil eine höhere Gewalt sie trennte.

Es soll sie trösten, denn die Liebe zwischen Mutter und Kind ist wie das Meer, das unterirdisch zwischen Bächen und Ozeanen strömt und sich findet, auch wenn man es auf Erden nicht sieht.